

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 3 (1899-1900)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Der närrische Maler [Schluss]  
**Autor:** Hansjakob, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-663227>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der närrische Maler.

Von Heinrich Hansjakob, Freiburg i. Br.

(Schluß).

Im Städtchen war der Karle seit dem Begräbnistag der Mutter verschwunden. Niemand wußte, wohin. Nur der „Herresepp“, dessen Hütte tief unten am Urwald lag, oder ein nächtlicher Wanderer, der das Tal herabkam, wollte Nachts Flötenspiel im Wald droben gehört haben. Später erzählte auf dem Wochenmarkt ein oder der andere Bauer aus dem Bärenbach und Adlersbach, der Sandhas sei bei ihnen auf dem Hofe gewesen und habe um Brod und Milch gebeten.

Die Not trieb ihn auf diese einsamen Berghöfe. Er bat um Nahrung, zeichnete dafür den Bauer, sein Weib oder seine Kinder auf ein Stück Papier, erhielt auch noch zum Abschied ein Stück Speck und die Einladung, so oft er wolle, wiederzukommen.

In lichten Zeiten seines Geistes kam es vor, daß er nächtlicherweile den Wald herabkam, ungesehen durchs Städtchen zog und im untern Kinzigtal, in Gengenbach oder Offenburg, Porträte malte. Da saß er dann heiter unter alten Bekannten beim Bier und rauchte seine Kölner-Pfeife oder spielte auf der Flöte. Kaum hatte er aber wieder einige Bazen zum Leben verdient und die Menschenwelt wieder gesehen, so verschwand er und eilte in seine Berghütte.

Bisweilen hielt er sich auch einige Tage im Hause des Oberlehrers Blum in Hasle auf und unterrichtete dessen talentvolle Söhne im Zeichnen. Dann sprach er auch von neuen Entwürfen; namentlich beschäftigten ihn damals Bilder aus der Offenbarung des hl. Johannes. Ein Karton zu einem Fries, ein Leichenbegängnis darstellend, stammt aus diesen Tagen und ist heute im Besitz des Kanonenwirts von Hasle.

In dieser Zeit erschien er, wie „der Großvater“ in den „Schneeballen“ \*) zu Hoffstetten, ein Achtziger, mir erzählte, an Sonntagen manchmal auch bei den Hoffstetter Bauern im Wirtshaus, machte diesen allerlei „Kunststücke“ vor oder zeichnete ihre Charakterköpfe und war unter diesen einfachen Naturmenschen froh und heiter. Gegen Abend zog er dann am Bächlewald hin seiner Einsiedelei zu, die aber noch niemand kannte.

Auch auf der andern Seite der Kinzig gab er ein heiteres Lebenszeichen.

Der Blumenwirt von Schnellingen, Hans Schöner, hatte oben am Herrenberg bei der Kinzigbrücke das alte Bergwerk „Gottesseggen“ durch

\*) Siehe Inserat: Hansjakobs Schriften.

Sprengen zu einem Bierkeller erweitert und schenkte in einer Laubhütte davor sogenanntes Bier.

Eines Tages kam auch der vereinsamte Karle an die originelle Sommerwirtschaft und zeichnete in guter Laune auf eine Felswand über dem Bierkeller einen riesigen Bock mit einem schäumenden Bierglas. Von Stund an hieß der Blumenwirt „der Bockhans“ und behielt diesen Namen bis an sein selig End noch fast fünfzig Jahre lang, nachdem er schon längst nicht mehr Blumenwirt war.

Das erste Frühjahr verging im Walde, und der erste Sommer verstrich. Niemand wußte, wo der Maler sich aufhalte. Der Herbst zog fort in kaltem Sturm. Die Vöglein schwiegen im Walde. Drunten im Städtchen auf dem Turm hüteten die Raben das Nest der Störche, und der herrliche Buchenwald ob der Hütte war entlaubt. Dem in der Hütte war das einerlei. Das Wild lebt im Walde, sei's stürmisch oder mild. Holz ist ringsum in Fülle, und lustig brennt das Feuer an die granitne Decke der Klause.

So lag der Karle eines Abends auf seinem Moospfuhl und las beim Scheine des Feuerbrandes in seinem Lieblingsbuch, dem Homer, den er in deutscher Uebersetzung besaß. Er las vom Dulder Odysseus, bis der Schlummer ihn erfaßt, ehe das Feuer in der Hütte erstickt war. Draußen peitschte der Sturm den Regen und blies, daß die Tannen ächzten, und er blies durch die Türspalte ans Feuer. Das Moos des Lagers fängt Funken, und bald brennt dieses hellauf. Es weckt ihn der Rauch und die Hitze, er kann nur noch am Fels hinauf fliehen, während das Feuer alles Holzwerk an seiner Hütte verzehrt.

Es ist noch nicht neun Uhr des Abends. Unten im Städtchen wird das Feuer bemerkt. „Es brennt im Urwald“, tönt's durch die Gassen, und bald ist eine Schar auf dem Wege zum Walde. „Des isch niemand anders gsi“, meinte der Glaserhans beim Aufstieg, „als der närrscht Moler. Der het den Wald anzünden welle, denn er streift Tag und Nacht im Wald, sitdem si Mutter tot isch.“ Und Beifall zollten ihm alsbald die anderen. Das Feuer war indes niedergebrannt. Trotz des Sturms ließ der Regen den Brand nicht aufkommen, die Funken flogen wirkungslos an den nassen Tannen hin. Als die Hütte in ihrem Holzwerk zerstört war, hörte der Brand auf, und plötzlich standen die Brandlöcher im tiefsten Waldesdunkel.

Sie kehrten heim, aber voll Ingrimm über den Maler, dessen Nest am folgenden Morgen gesucht werden mußte. Der Morgen kam. Ein Schneesturm ging übers Tal hin, und es war nicht lustig, im Walde zu suchen. Sie hatten zwar Schnaps und Speck bei sich, die Männer, die

heute im Auftrag des hohen Rates, der Waldmeister, der Beckefidele, an der Spitze, auszogen, um den Brandstifter zu fangen — aber als der Proviant unten beim „heiligen Brunnen“, in der Mitte der Bergeshöhe, vertilgt war, sank auch der Mut der Wackeren, und der Beckefidele kommandierte rückwärts. Um so wilder aber drohten sie dem „nährschten“ Sandhas.

Am dritten Tag in aller Früh sah diesen der Herresepp hinter seinem Hause dem Walde zueilen. In Frost und Wetter war der arme Mensch, ahnend, was ihm bevorstand, im Wald herumgeirrt in jener Nacht und am folgenden Tag. Er hatte von den Felsen herab die Schar am „heiligen Brunnen“ sich lagern sehen, und ihre Drohungen waren an sein Ohr gedrungen.

Erstarrt und durchnäßt, suchte er ein trockenes Nest und war in der zweiten Nacht auf den Heuschaber des Häuschens gekrochen, das dem Walde zunächst am Bergabhang stand. Als dessen Besitzer, der Herresepp, am Morgen seine Ziegen füttern wollte, entfloh der Maler seinem Nachtquartier.

Jetzt eilte der sonst schwerfällige Herresepp hinab in die Mühlenstraße und bot den Landsturm auf gegen den Brandstifter. Ein neues Kontingent stellte sich auf: Der Kaiser-Weber, der Essig-Marti, der krumme Stricker, der Rüh-Marti, der Herresepp u. a. Es lag Schnee über Feld und Wald, und so war die Spur des Geflüchteten leicht zu finden. Sie gingen der Fährte seiner Tritte nach und kamen hinauf bis in die Nähe der verbrannten Hütte. Die Haslacher, mit Knütteln, alten Säbeln und Flinten bewaffnet, umstellten die Felsen.

Wie ein Edelhirsch, gehezt von Rüden, ehe er von ihnen erreicht und zerrissen wird, sich bisweilen umwendet und einen oder den anderen der blutgierigen Meute aufspießt, so stürzte der Maler plötzlich hinter einem Felsen hervor auf seine Verfolger. Der Essig-Marti und der krumme Stricker, auf die er zuerst traf, flogen an den Felsen hinunter, und nur das dichte Gebüsch rettete sie vor dem Falle in die Tiefe. „Aber viele Hunde sind des edelsten Hirsches Tod“ — und so wurde schließlich auch der starke, stattliche Mann überwältigt, mit Stricken gebunden und in das Tal hinabgeführt.

Sie hatten auf einen Unglücklichen, Unschuldigen, dem harte Schläge des Schicksals die Anlage zu völliger Geistesnacht längst geweckt — gefahndet und durch die rohe Behandlung den Funken zum hellen Feuer angeblasen. Als sie mit ihm ins Städtchen hinabkamen, hatten sie einen Wahnsinnigen. Und alles Volk meinte, jetzt habe man erst recht getan, einen so gefährlichen Menschen zu fangen. Sie steckten ihn in die Zwangs-

jacke und sperrten ihn „ins Narrehüsle“ bis zum Morgen, wo der alte Fuhrmann Dthmar den armen Karle auf seinen Wagen lud und in Begleitung des Hafte-Mise, des Nachtwächters, nach Illenau \*) transportirte, zwölf Wegstunden talab.

Hier erfuhr er eine menschlichere Behandlung. In liebevoller, mitleidiger Pflege unter Leitung des Direktors Koller genas er nach zwei Jahren von seinem Wahnsinn. Darum, ehe er schied, war ihm das Auge naß, weil es ihm in diesem Hause wohl gewesen. Gerne wäre er hier geblieben zeitlebens, doch die Gemeinde wollte es nicht, weil er um billigeres Geld im heimatlichen Spital erhalten werden konnte. Sein Wahnsinn war stiller Schwermut gewichen.

Es blieb ihm nichts übrig, als heimzukehren zu den Menschen, die ihn nie verstanden, stets nur verkannt und zuletzt malträtirt hatten. Der Spitalvater holte ihn ab. Auf dem Rathhaus wurde ihm angekündigt, bei Strafe der Einsperrung sich nie mehr nächtlich im Walde aufzuhalten und im Spital, wo er auf Gemeindekosten lebe, gut aufzuführen.

Mit souveräner Verachtung, die ihm eigen war bis ans Ende seines Lebens, hörte er diesen Willkomm des alten Ratschreibers Soderer an und verfügte sich ins Spital. Gebrochenen Herzens schloß er mit dem Verhängnis ab. Aber des Tages über gehörte seine Zeit dem Walde. Er baute seine alte Hütte wieder, spielte Flöte und las Homer. Den letzteren schenkte ihm der Oberamtmann Dilger, nachdem sein erstes Exemplar mit der ersten Hütte verbrannt war.

Aber die Einsamkeit machte sein Leiden nur schlimmer; er wurde immer menschenscheuer und abstoßender. Ende der vierziger Jahre, da er in meine Erinnerung tritt, war er bereits in diesem Stadium. Man sah ihn nicht oft. War das Wetter schlecht, so lag er im Spital in seiner elenden Stube auf dem Bett und brütete den ganzen Tag über. Mein Kamerad, des Schwarzbeckens Rudolf, war bei ihm wohlgelitten; er durfte seine Höhle betreten und nahm mich bisweilen mit. Wir mußten ihm dann eins singen. Am liebsten hörte er das alte Kinderspiel-Lied:

Adam ist in Garte gange,  
Wie viel Vögel hat er g'fange?  
Eins, zwei, drei,  
Du bist frei.

Er lachte aber dazu so hohl und unheimlich, daß es mir nie recht ums Singen war. Er schenkte uns dann kleine Zeichnungen oder mit Wasserfarben gemalte Bildchen.

\*) Bekannte Irrenanstalt.

Gar gerne stand er an der Kreuzstraße beim Rathhaus oder auf der „Gottlütbruck“ am Klosterbach, stumm, still und bewegungslos. Stundenlang konnte er so verweilen, dann stürmte er plötzlich davon, dem Walde zu.

Mit der großen und dem größten Teil der kleinen Haslacher Menschenwelt lebte der närrische Maler stets auf dem Kriegsfuß. Die großen wie die kleinen Leute, Männer, Weiber und Buben im Volke glaubten ja von jeher, ein Narr und ein Blödsinniger seien vogelfrei.

Ich gehörte zu den bösesten Buben im Städtle, aber den Sandhas konnte ich nie verspotten und duldete es auch von andern nicht, soweit ich es zu verhindern vermochte. Ein Gemisch von Furcht und Achtung vor dem Manne hielt mich stets ab.

Sonst rieb sich so ziemlich alles an ihm. Es gelang mir, aus seinem Nachlaß noch einige von ihm in seinen letzten Lebensjahren geschriebene Blätter aufzutreiben. Mein Vetter Bosche-Kaspar, ein Altertums-sammler von jeher, hatte sie seit dreißig Jahren aufbewahrt. Es sind „lose Blätter“, wie sie dem unglücklichen Manne der augenblickliche Drang des Lebens eingab. Eines dieser Blätter überschrieb er „Spitalzeitung“ und beklagt sich darin über das Essen und die Behandlung im Spital.

Spitalmeister war damals der Glaser Kirnberger, dem das Glas ausgegangen, und der deshalb die armselige Stellung eines „Spitalvaters“ angenommen hatte. Er bekam acht bis zehn Kreuzer für die Verköstigung eines Spital-Infassens und wollte doch auch etwas daran verdienen. Man kann sich also denken, daß es dünne Suppen gab. So schreibt Sandhas: „Ich habe oft zur Armensuppe Mittags nichts als ein Plättle voll Kraut, des Abends nichts als eine Wecksuppe. Ich bekomme manchmal in fünf Tagen kein Stückchen Fleisch zu essen oder höchstens ein Stückchen Gäter (Sehnen) oder ein paar Löffele voll Sulz oder ein Stückchen Speckschwarte.“ Ein andermal: „Ich erhalte seit einigen Tagen wieder etwas mehr zu essen, mehr Suppe, auch etwas mehr Fleisch und Gemüse.“ Oder: „Ich will auch Wein. Ich habe seit acht Jahren kaum vier Schoppen Wein zu trinken bekommen. Ich habe nichts als die Armenkost und keinen Kreuzer Geld.“

Die weiblichen Spitalarmen verbitterten ihm das Leben auch. Sie halfen in der Küche mit und servirten das Essen den andern, jedem auf seinem Zimmer. Dem Sandhas stellten sie es aber in der Regel vor die Türe, neigten ihm das Brod, jagten ihn aus der Küche, wenn er kam und sich beklagte oder um Del bat für seine Lampe. Warum? „Weil ich ihnen nicht hofire, sie verachte oder bisweilen ihre dummen Gesichter an die Wände zeichne.“ Seine Hauptfeindin war die von mir schon gezeichnete Bühler-Manne.

Diese war selbst geistig nicht sehr normal und litt an Größenwahn. Wenn sie über die Straße ging, pflegte sie, wie schon oben erwähnt, höchst elegant ihren Rock in beiden Händen zu tragen, als ob er mit den feinsten Spitzen besetzt wäre, die nicht mit der Erde in Berührung kommen sollten. In dieser ihrer Lieblings-situation hatte der Sandhas sie karikiert und sich so ihre Feindschaft zugezogen.

Am meisten kränkte es ihn, daß große und kleine Buben ihm seine Hütte im Walde so oft ruinirten. Sie zerstörten oder beschmutzten seine Lieblingsstätte nur, um dem armen Manne wehe zu tun und ihm neue Mühe und Arbeit zu machen.

Die Amtmänner Dilger, Jüngling und Laroche, die nach einander im Städtchen das Scepter führten, nahmen bald für, bald gegen ihn Stellung und erhielten abwechselnd seinen Beifall oder erregten seinen Groll. Sie ermunterten ihn zur Arbeit, zum Malen. Er antwortet einmal in den genannten Blättern: „Man will immer, daß ich male und arbeite. Aber die Herren und Bürger bezahlen nichts, und wer nichts bezahlt, der kriegt nichts. Die Leute glauben, ich soll ihnen für eine Maß Bier ein Porträt malen.“

Einen Paß verweigerten ihm die Beamten wegen seines „geistigen Zustandes“, und das war seine Hauptbeschwerde gegen die Amtmänner. „Ich will wieder nach Rom. In Rom gib't's Maccaroni, Feigen, ein Glas Semada und guten Tabak, aber sie geben mir keinen Paß und Hungerkost.“

Weil er mit den Amtmännern nicht gut stund, so verfolgten ihn auch die Gendarmen. Sie jagten ihn manchmal aus den Wirtshäusern, wo ihm der eine oder der andere ein Glas Bier bezahlte. Er klagt mit Recht bitter darüber. Einer der schlimmsten unter ihnen, ein roher, brutaler Mensch, endete später seine Carriere im Zuchthaus.

Sehr wehe tat es dem Unglücklichen auch, wenn alte Freunde aus der Künstlerwelt ihn besuchen wollten und man sie davon abhielt. So schreibt er: „Man hat mir gesagt, der Maler Dürr von Freiburg sei hier gewesen und habe im „Kreuz“ logirt. Er habe mich besuchen wollen, man habe ihm aber gesagt, ich sei geistig zerrüttet und sehr gefährlich. Er soll sich darüber beschwert haben, daß man ihm das nicht gestatte. Wieder ein Beweis, was für gute Freunde ich hier habe.“

Aus seinen zahlreichen Notizblättern, die oft auch sehr wirre Gedanken enthalten, geht hervor, daß er in Freiburg viele gute, angesehene Freunde hatte, so u. a. den berühmten Orientalisten und Domdekan Hug und besonders den Professor der Medizin Ignaz Schwörer.

In der Zeit, aus welcher diese Blätter stammen, zu Anfang der fünfziger Jahre, besuchte ihn ein gewisser Herr Allgeher. Dieser schrieb darüber Folgendes in sein eigenes Tagebuch:

„Ich war zu Besuch bei meinen Verwandten in Haslach. Sandhas befand sich bereits seit vielen Jahren im Spital. Ich hatte mir vorgenommen, gehe es, wie es wolle, ihn aufzusuchen, was natürlich als eine seltsame Marotte hingenommen wurde. Ich fand ihn am hellen Tag auf seinem Lager ausgestreckt, damals schon seine einzige Beschäftigung. Ich stellte mich als der Sohn meines Vaters vor, in dessen Haus er kein Fremder gewesen war. Er bedurfte erst etlicher Zeit, um seiner Verwirrung Herr zu werden und sich in den Gedanken zu finden, daß jemand in keiner andern als freundlich teilnehmenden Absicht ihn zu besuchen komme.“

„Sandhas war in all seiner Verkommenheit immer noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Aus seinem schönen, von langen, graumelirten Haaren umrahmten Kopf leuchteten ein paar geistvolle, dunkle Augen. Alle seine Bewegungen waren voller Elastizität und natürlicher Grazie; der Ton seiner Stimme war sonorer, sympathischer Brustton. Aber das Gelaß, in dem er hauste, und alles, was ihn umgab oder vielmehr nicht umgab, war wenig tröstlich. Nirgends die geringste Andeutung von einer, wenn auch nur vergangenen künstlerischen Tätigkeit oder sonst einem geistigen Bedürfnis: kein Buch kein Blatt Papier. Mir ward weh und eng ums Herz, und ich forderte ihn daher auf, mich ins Freie zu begleiten und mich, wenn sie noch existire, hinauf zu seiner ehemaligen Waldhütte zu führen.“

„Diese Aufforderung schien ihn gemüthlich besonders wohlthuend zu berühren, und ersichtlich gerne willfahrte er meiner Bitte. Es war ein voller, herrlicher Frühlingstag. Unter dem Eindruck der frischen Natur und einer wohl langentbehrten freundlichen Zuredede taute der innerlich gebrochene Mann allmählich etwas auf und erging sich in mancherlei Erinnerungen. Er sprach sehr rasch und nicht ohne Fluß und Wahl der Worte. Seine Rede war verziert mit poetischen Blumen, doch hatten sie nichts Gesuchtes, entsprangen vielmehr aus seinem steten, vertrauten Umgang mit der Natur, die ihm ihre Bilder lieb.“

„Ich fragte ihn, ob er auch noch viel lese, worauf er erwiderte: ‚Früher tat ich's gerne, jetzt fehlt mir die Lust und die Gelegenheit. Ich kenne nur noch ein Buch, das stets vor mir aufgeschlagen liegt und in dem so wenige mit ächtem Genuß und wahren Verständnis zu lesen verstehen, es ist die große, herrliche Natur, die Schule Homers.‘ Dann zitierte er mit großer Leidenschaftlichkeit einzelne Stellen aus Homer.“



„Die Art und Weise, wie er über seine eigene Narrheit reflektirte, sowie die komische Seite, welche er Dingen außer sich abzugewinnen mußte, waren oft sehr ergötzlich. Dabei tröstete ihn die Erinnerung an schönere Zeiten und daß eine Stunde künstlerischer Entzückung den ganzen Lebensquark eines Philisters aufwiege.“

„Nur klagte er über die Vereinsamung seines Herzens, daß keine Seele um ihn sei, die ihn verstehe, und daß seine schönsten Empfindungen dem Hohn und dem Unverstand seiner Umgebung anheimfielen, ein Grund, warum er sich um niemand mehr bekümmere und sich gegen alle abschließe.“

Er fühle wohl, daß er anfangs ideenarm geworden und ihm alle Lust zum Arbeiten fehle, weil ihm jegliche äußere, künstlerisch anregende Berührung fehle und es ihn anekle, Fragen zu zeichnen, in denen er deutlich die Verwunderung lese, wie es möglich sei, daß ein verrückter Mensch ein vernünftiges Geschöpf so vernünftig abzeichnen könne. Er wisse wohl, daß man es ihm als Trägheit auslege; aber er sei gewöhnt worden, die Leute nach Gefallen schwagen zu lassen.“

„Wir waren indes zu seiner Hütte gelangt. Es war ein sonniger Tag, die Luft sehr gelind. In den Körbchen vor seiner Hütte lagen noch welke Blumen, und ich mußte an die welken Hoffnungen des Mannes denken, der sie einst blühend in dieselben gesammelt.“

„Er hatte von der Behörde die Erlaubnis erwirkt, den Wald um die Hütte weiter lichten zu dürfen, wodurch die Aussicht noch eine schönere geworden.“

„Ich machte dem Gemeinderat,“ fing er an zu erzählen, „den weitem Vorschlag, einen vernünftigen Weg zu meiner Hütte bahnen zu lassen, daß die Fremden, welche sie zu besuchen wünschen, weniger Mühsal hätten. Allein bis jetzt ist meinem Gesuch nicht entsprochen worden. Der gesamte hochweise Gemeinderat ist aus Tölpeln zusammengesetzt, die die Vorteile ihrer Stadt nicht verstehen, sonst wäre meine Hütte längst ein bekannter Wallfahrtsort für die Durchreisenden und hauptsächlich für die Gäste der nahen Bäder u. s. w.“

„Wirklich ist dies auch keine grundlose Illusion vom Sandhas. Nicht selten ist's, daß solche, die vom Schicksal des närrischen Malers in Haslach erzählen hörten, ihn besuchen und angehen, sie zu seiner Hütte zu führen, welchen Bitten er stets mit freudiger Bereitwilligkeit und einem gewissen Stolz widerfährt.“

„Nicht ich,“ fuhr er unter anderm fort, „sondern die Haslacher sind jetzt Narren geworden; meine Narrheit liegt gegenwärtig lediglich in den zerrütteten Zuständen meines Geldbeutels, sonst würde ich dem Neste

einen Namen verschaffen und es der Vergessenheit entreißen, und wie sieben Städte sich um ihren Homer gestritten, müßten wenigstens Hüfingen und Haslach um den Vorzug streiten, welchem von beiden der große Sandhas zunächst angehört: Dinge, welche ich dem Herrn Amtmann auseinanderzusetzen schon mehrmals das Vergnügen hatte.“

„Dieser an Ort und Stelle unverstandene Humor macht seine gegenwärtige Narrheit aus.“

„Nicht selten gibt er auf die spitzfindigen Fragen seiner Umgebung treffende Antworten. Als der Pfarrer Kurz ihm einst bemerkte: ‚Aber Sandhas, was würden Sie denn angefangen haben, wenn der Urwald und Ihre Hütte wirklich abgebrannt wären?‘ erwiderte er dem Theologen bibelfest: ‚In meines Vaters Hause gibt es noch viele Wohnungen.‘“

„Und als ein Schulkamerad ihn in seiner Hütte belästigte und Sandhas sich den Anschein gab, als kenne er ihn nicht, erwiderte er, indem er seinen Stock schwang, auf die Frage: ‚Sandhas, kennst Du mich denn nicht mehr?‘ ‚Wohl kenne ich Dich noch aus der Zeit her, da unser alter Lehrer Dir Prügel gab, um Deiner Naseweisheit willen.‘“

„Am vergnügtesten ist Sandhas bei einer wohlgestopften Pfeife Tabak, wenn er weiß, daß er sie wieder füllen kann, wenn sie leer geworden. Die Beschaffung dieses Luxusartikels ist das einzige, was ihm häufig Kummer macht.“

„Ich schied am Abend wehmütig von dem unglücklichen Manne und habe heute noch die deutliche Erinnerung als von einer grenzenlos vereinsamen, aber durchaus vornehmen Künstlernatur, die, ein Bild und Beispiel ächter moderner Tragik, zum Schutz vor der lästigen, weil im Grund doch fast immer teilnahmslosen Zudringlichkeit der Welt sich in völlige Stummheit hüllte. Dies erfuhr ich selbst noch zum Schluß, als wir nach dem mehrstündigen Spaziergang zur körperlichen Erfrischung in eine Gartenwirtschaft traten, wo der arme verlorene Mann den taktlosen Reden der anwesenden Gäste ein durch nichts zu beirrendes Schweigen entgegensetzte.“

„Möglich, daß im Charakter des Mannes ein Manko war, das ihn zum Untergang prädestinirte. Die Frage nach dem Grad der eigenen Verschuldung möchte ich weder aufwerfen und noch weniger zu beantworten versuchen. In erster Linie wird man sagen und annehmen dürfen, daß es, nächst der erblichen Anlage und den kleinlichen Verhältnissen, in die er gestellt war, die allgemeinen Zustände waren, an denen er als Künstler zu Grunde gegangen ist.“

„Daß er dieses war und in einem eminenten Sinne war, steht für mich außer Frage; denn aus seinen Arbeiten, soweit ich sie kennen

lernte und sie mir in der Erinnerung gegenwärtig sind, spricht eine Unmittelbarkeit des Naturgefühls, die der Zeit, in der er lebte, wenig eigen war und ihn unter andern Voraussetzungen zum Besten befähigt haben mußte.“

„Ich bin ein Gegner der herzlosen Phrase, daß das Genie sich immer selbst Bahn breche; sie ist so falsch, als ihre Umkehrung falsch wäre. Jede Pflanze bedarf geeigneten Bodens und Sonnenscheins, um gedeihen zu können, um wieviel mehr die Kunst (und mit ihr der Künstler) als feinste Kulturblüte! Wir wissen eben nur von denjenigen, die sich, wie man so sagt, Bahn gebrochen, d. h. bei denen Glück und Verdienst sich zur Förderung des Einzelnen verbunden haben.“

„Ich weiß nichts vom Verbleib des künstlerischen Nachlasses von Sandhas; er würde wohl auch nicht hinreichen, der Welt den Nachweis zu liefern, daß in ihm mehr als ein Talent zu Grunde ging. Sein Unglück macht den Eingeweihten vielleicht geneigt, jenes höher anzuschlagen, als es tatsächlich vorhanden war, weil ein so seltsames Geschick inmitten des modernen Lebens die Vermutung ungewöhnlicher Veranlagung nahelegt. Das Recht, die Dinge persönlich so zu nehmen, kann aber niemandem verwehrt werden, wenn in einer solchen Anschauung sich auch nichts weiteres vollzöge, als eine gerechte Ausgleichung und Verklärung eines in solchem Maß immer unverschuldeten Martyriums im Gedächtnis der Nachwelt.“ —

So weit die höchst interessante Schilderung des Herrn Allgeher, der selbst ein hervorragender Mann der Kunst ist.

Es war in den Osterferien des Jahres 1857, als ich den Sandhas, soweit mir erinnerlich, zum letzten Mal sah. Er saß beim Bierkrämer, allein wie immer an einem Tische, von den anderen Gästen entfernt. Er tat dies, weil er ihren beleidigenden Äußerungen entgehen wollte.

Ich und noch drei ehemalige Schulkameraden baten ihn freundlich, uns gegen einige Glas Bier zu zeichnen. Er war gerade gut aufgelegt und erfüllte unsern Wunsch. Ohne sich von seinem Platze zu entfernen, skizzierte er in wenigen Minuten sprechend ähnlich die vier jungen Bierlummel. Diese Porträte besitze ich heute noch.

In Lumpen gehüllt, hatte er damals noch einen wunderbar schönen Mannskopf mit großen, geistprühenden Augen. Er redete aber auch mit uns kein Wort. Als die Zeichnung fertig war, behielt er seine Schoppen, die wir bezahlt, „zu gut“ für später und eilte zur Türe hinaus, als reute es ihn, die vier Kerle gezeichnet zu haben.

Im Totenbuch der Pfarrei Haslach hat mein alter Dekan Kurz eingetragen: „Am 12. April 1859 starb Karl Sandhas, Maler, 58 Jahre

alt." Das der Nekrolog auf ein Genie, welches das Unglück hatte, „vergeraten“ zu sein. —

Heine schreibt einmal, Deutschland sei nicht für Genies eingerichtet und diese Erde für geniale Menschen nur „die Schädelstätte, auf der sie gekreuzigt würden“, weil man sie nicht verstehe.

Zum Teil können wir diese Anschauung auch für den närrischen Maler gelten lassen. Genial zu sein, ist eine große Gefahr. Einmal ist das Genie nicht zur Demut und zum Gehorsam aufgelegt, und dann ist, wie Lichtenberg sehr treffend sagt, vielen Leuten ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf als der deklarirteste Schurke. Genies stoßen durch ihre geistige Souveränität an und ab.

Ein Genie gerät daher sehr leicht auf Abwege, namentlich auf dem Gebiet, wo Demut und Gehorsam in erster Linie verlangt werden, auf dem Gebiete des Glaubens. Ich erinnere an Genies in der katholischen Kirche wie Pascal und Lamennais.

Je wilder die Zeit, je ungeordneter die Zustände, in der ein Genie lebt, um so eher wird es sich Bahn brechen. Deshalb kamen die Genies in der französischen Revolution massenhaft zur Geltung.

Im gewöhnlichen Alltagsleben kann manch' Genie, weil die Welt nicht dafür eingerichtet ist, versumpfen und verhungern, und nur wenige brechen mühevoll sich Bahn. Schiller war in mancher Hinsicht genialer, origineller als Göthe, und wie hat der Mann bis zum Lebensende ums tägliche Brod gerungen!

Da lob' ich mir die „Mittelmäßigkeit“. Den mittelmäßigen Köpfen gehört die Welt. Sie machen, daß diese nicht aus den Fugen gehen, daß jeden Morgen die Metzger und Bäcker in Frieden ihre Buden öffnen und die Hungrigen speisen können, daß die Bureaux und Comptoirs pünktlich um 8 Uhr ihre Tagesarbeit beginnen und um 7 Uhr schließen, und daß der deutsche Bürger sein Leiblied „Freund, ich bin zufrieden“ in Ruhe singen kann.

Darum ist's eine so wohltätige Einrichtung, daß in den meisten Stellungen die Mittelmäßigen obenan sind. So wird nichts überstürzt, und alles geht seinen ruhigen Gang. Genies und sehr talentvolle Menschen würden durch ihre „Narheiten“ überallhin nur Verwirrung und Aufregung bringen. „Aurea mediocritas!“ haben schon die praktischen Römer ausgerufen. Ja, sie ist golden, die Mittelmäßigkeit! Sie bringt Brod und Aemter und Würden, und sie macht bei alledem noch beliebt. „Allgemein beliebt“, sagt Schopenhauer, „sind nur dumme Leute.“

Unser Sandhas konnte zweifellos mit König Lear sprechen: „Ich bin ein Mann, gegen den mehr gesündigt worden, als er gesündigt hat.“

Dazu kam noch die jedenfalls erbliche Anlage zur Geisteskrankheit. Wir sahen sie ausbrechen bei seinem Vetter Wendel und bei seiner eigenen Mutter. Es mag diese Krankheit hervorgegangen sein aus dem genialen Zug, der durch die ganze Familie ging. Wenn aber, wie es beim Maler Sandhas der Fall war, noch heftige Gemütserschütterungen zu einer derartigen erblichen Anlage hinzutreten, ist die Katastrophe da. —

Sein Nachlaß, eine Menge Zeichnungen und Manuskripte, wurde um einen Spottpreis versteigert und zerstreut. Einzelnes besitzt heute noch der Kanonenwirt von Hasle.

Am meisten Weh ist dem unglücklichen Manne von seinen Mit-Haslachern widerfahren. Darum freue ich mich selber, daß ein Haslacher sich gefunden hat, der den „närresten Moler“ der Vergessenheit entriß und ihm hier ein kleines Denkmal gesetzt hat. Ex ossibus ultor! Aus dem eigenen Haslacher Fleisch und Blut erwuchs ihm ein „Rächer“ und Biograph.



### Frühlingssturm. \*)

Jüngst bin aus tiefem Schlummer  
Ich jählings aufgewacht,  
Hohlbrausend schnob der Frühlingssturm  
Zur Zeit der Mitternacht.  
Des Hauses Veste, tief gebaut,  
Erbehte unter mir,  
Und meine Seele jauchzte laut:  
Heil, Retter Frühling, Dir!

Dein harren alle Herzen  
In sehnsuchtsmächt'ger Pein,  
Du sollst aus starrem Winterfrost  
Die bange Welt befrein.  
Du weckst mit tiefgeheimer Macht  
Die schlummernde Natur;  
Und streust der lichten Blüten Pracht  
Auf die beglückte Flur.

Jüngst bin aus tiefem Schlummer  
Ich jählings aufgewacht,  
Ein dumpfes Brausen zog von fern  
Zur Zeit der Mitternacht.  
Rings zitterte der Erde Rund,  
Ein Zeichen schien es mir,  
Hell scholl mein Gruß aus sel'gem Mund:  
Heil, Menschheitsfrühling, Dir!

Karl Henckell, Küsnacht.

\*) Aus „Gedichte“. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell & Co.